

Mehrere Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierteljährig eine landwirtschaftliche Beilage.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Hedra a. M.

Ar. 16.

Hedra, Sonnabend, 24. Februar 1900.

13. Jahrgang

Die Ueberfüllung des ärztlichen Standes.

Nach den Angaben in Böhm's Reichsmedizinikalenbericht betrug am 15. Oktober 1899 die Zahl der Ärzte in Deutschland 26 689 gegen 25 757 im vorhergehenden Jahre. Bei einer Bevölkerung von 52 251 917 Einwohnern kommen demnach auf 1957 Einwohner 1 Arzt oder auf 10 000 Einwohner 1,1 Ärzte. Im Jahre 1886 betrug die Zahl der Ärzte bei einer Bevölkerungszahl von 46 840 587 Einwohnern 16 292, also 1:2875 oder 3,4 auf 10 000. Die Zahl der Ärzte hat somit um 63,8 Proz., die Einwohnerzahl um 11,5 Proz. zugenommen. Die Bevölkerung hat sich in Berlin um 38,8 Proz., in Hamburg um 30,1 und in München um 58,7 Proz., die Zahl der Ärzte in Berlin um 93,9, in Hamburg um 70,05 und in München um 91,3 Proz. vermehrt. Dabei weisen diese drei größten Städte Deutschlands noch nicht einmal die ungenügenden Verhältnisse auf, eine ganze Reihe anderer Städte wie Charlottenburg, Halle, Straßburg u. a. m. zeigen noch weit erschwerendere Verhältnisse. Auch auf dem ländlichen Lande ist, wie jeder Sachkundige weiß, eine bedeutende Zunahme der Ärzte zu verzeichnen. Schon ein oberflächlicher Blick auf diese Zahlen beweist, daß die überwiegende Mehrzahl der Ärzte unter den heutigen Verhältnissen ungenügend am Stande sein kann, in ihrer Berufstätigkeit für sich und ihre Familie auskömmlichen Verdienste zu finden. Und das um so weniger, als in den letzten Jahren eine Reihe von Faktoren sich geltend gemacht haben, die für das ärztliche Gewerbe leben von der einheimischen Bevölkerung geworden sind. In dieser Beziehung führt eine Aufzählung an den Hamb. Korr. u. a. folgendes aus:

Die allgemeinen familiären Verhältnisse haben sich im Laufe der letzten Jahrzehnte wesentlich günstiger gehalten. Der wirtschaftliche Aufschwung der letzten Jahre hat zu einer besseren Lebenshaltung in sämtlichen Kreisen der Bevölkerung geführt, und diese hat im Verein mit den weitgehenden hygienischen Verbesserungen die Zahl der Erkrankungen und damit auch die Sterblichkeitsziffer ganz erheblich herabgedrückt; eine Erscheinung, die gewiß mit Freunden zu begrüßen ist, auch wenn dadurch eine Reihe von Ärzten entbehrlich geworden ist. Ferner sind in den verschiedenen Krankheitsklassen eine Menge zentralisierter Betriebe geschaffen, in denen der bet. Krankenarzt meistens zu einer ziemlich summarischen Abfertigung des Publikums gezwungen ist, um überhaupt mit der großen Zahl der für Ärzte überflüssigen fertig zu werden und bei den meist recht niedrigen Honoraren nur geringem Aufwande auf seine Kosten zu kommen. Ein weiterer Faktor sind die Krankenhäuser, Polikliniken, Sanitätsstationen, Rettungshäuser etc. Jede betriebl. Anstalt macht natürlich so und so viel Ärzte überflüssig. Alle die genannten Einrichtungen und Anstalten sind für die Ärzte daselbst, was die Warenhäuser für den Kleinen und mittleren Kaufmann sind: Zentralisierte Betriebe, die mit größeren Mitteln arbeiten und daher mehr zu leisten vermögen als der einzelne. Wir wollen mit uneren Ausführungen nur darauf hinweisen, daß, selbst wenn noch eine vernünftige Proportion zwischen der Zahl der Ärzte und der Bevölkerungszahl existierte, wie dies früher hauptsächlich der Fall war, unter den heutigen Verhältnissen doch weniger Ärzte gebraucht würden. Um so dröcker tritt das Mißverhältnis hervor, wenn man die heutige geradezu ungeheure Ueberfüllung des ärztlichen Standes berücksichtigt. Abhilfe kann hier nur durch ein Mittel geschaffen werden. Es muß sich die Verminderung der materiellen Notlage der Ärzte in immer weitere Kreise des Publikums verbreiten, damit der Andrang zum Studium der Medizin aufhöre und allmählich wieder normale Verhältnisse eintreten. Wir würden es für durchaus zweckmäßig halten, wenn seitens der Regierung etwa halbjährig gewissenhaft offizielle Befragungen erfolgten, die auf statistische Angaben gestützt, die Verhältnisse so darstellten, wie sie in Wirklichkeit sind. Diese Befragungen müßten in weiter Linie den angehenden Mitarbeitern zugewiesen werden, um sie vor dem Studium der Medizin zu warnen. Eine Menge von Not und

Sorge, von unersättlichen Hoffnungen und getauften Klagen würde dadurch vermieden. Ein bezwecktes Vorgehen würde dagegen nicht illoiter da. Erst vor wenigen Tagen ging eine Notiz durch die Blätter, daß in Württemberg die Regierung eine Verordnung erlassen hat, nach der nur eine ganz bestimmte und verhältnismäßig kleine Zahl jährlich zum Studium der Medizin zugelassen werden darf. Für russische Verhältnisse gewiß eine ganz verstandige Bestimmung, um dem Anwachsen eines ärztlichen Proletariats zu steuern. Aber nicht so viel Verdammung hat, daß er von seinen Jüngern leben kann, der wende sich einem anderen lohnenderen Berufe zu, der ihm die Möglichkeit bietet, bevor er 50 Jahre alt wird, so viel zu verdienen, um davon sich und seine Familie zu ernähren; wer haben sollte, sein Lebenlang für sich nichts zu arbeiten und die tauglichen Inanspruchnahmen und Entbehrungen des ärztlichen Berufes durchzuführen, der müde sich der Medizin widmen; er wird es bald genug bitter bereuen. Das Bewußtsein allein, einen humanen Beruf zu haben, wird auf die Dauer doch nur wenige befriedigen können.

Deutscher Reichstag.

Am 21. d. steht zunächst auf der Tagesordnung die erste Beratung des von dem Abg. Winterer und Gen. (SP.) eingebrachten Antrags betr. die Aufhebung des Distriktsparagrafen. Abg. Winterer (SP.) berichtet über den Antrag mit dem Hinweis auf die wiederholten früheren Beschlüsse des Reichstags, der dieses Ausnahmemaßregel längst habe befeitigt wissen wollen. Die einschlägige Bevölkerung leide schwer unter dem Mißstand, das in seiner Weise launenhaft sei. Schon im Jahre 1873 habe man festgestellt, daß zu einer solchen Ausnahmebestimmung gegen die reichsständliche Bevölkerung absolut kein Grund vorliege. Der Antrag sei ja zeitweise wieder gehandhabt worden und werde auch unter dem jetzigen Staatsratte wieder gehandhabt, aber es komme doch noch immer vor, daß ganz harmlose Leute ausgenutzt werden. Seit 25 Jahren ist nicht die geringste Milderung vorzunehmen; sogar die Strafs für einen Reichsstand. Deshalb bitte er um Annahme seines Antrags.

Reichsanwalt Fürst Sodenlohe: Ich kann dem Vordränger ein Eingehen auf seine Wünsche nicht in Aussicht stellen. Erst in neuerer Zeit hat man sich des Distriktsparagrafen wieder erinnert, um Agitationen zu treiben und Misträuen in der Bevölkerung zu erwecken. Im allgemeinen ist ja die Bevölkerung ruhig und auch gegen die Agitationen ist es nicht zu vertreten, daß eine Widerberufung der Bevölkerung nicht nötig ist. Von dieser gehen wir zu Zeit die Agitationen aus. Ich verweise nur auf die jetzigen Agitationen gegen die Gründung einer katholischen Hochschule in Wien. Mit Rücksicht auf die letzte Erregbarkeit unter Nachkommen können wir daher, obwohl wir mit der französischen Republik in demselben sehen Einverständnis leben, dieses Maßnahmen gegen Agitation nicht aus der Hand geben; denn wir sind entschlossen, unter Vede, den wir durch Zwangsmaßnahme wiederzulegen haben, uns auch zu erhalten.

Abg. Riff (fr. Pgg.) gibt seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß der Antrag diesmal bei der Beratung eine erheblich weniger günstige Aufnahme gefunden habe als bei der letzten Beratung. Die reichsständliche Bevölkerung werde das um so weniger verstehen, als nicht bekannt geworden ist von reichsständlichen Agitationen aus dem Auslande oder fernere einer Widerberufung der Bevölkerung. Er bitte um Annahme des Antrags und hoffe, daß der Bundesrat einem Beschluß des Reichstags trotz der Erklärung des Reichsanwalts die Zustimmung nicht verweigern werde.

Abg. Sodenlohe (SP.) bittet ebenfalls um Annahme des Antrags, und zwar als Vertreter der jüngeren Generation der reichsständlichen Bevölkerung. Man sei sich bewußt, daß die Bevölkerung des Reichsraums nicht vermindere. Die Bevölkerung habe sich durchaus löst gezeigt, und man sich jetzt ein Ziel der Gerechtigkeit gegen die Gründung einer katholischen Hochschule in Wien, so wie sie in Wien ist, bemerkt. Nur das ist gut, daß die von dem Distriktsparagrafen noch anderweitigen, das Ruhe und Ordnung niemals ernstlich gefährdet werden seien. Abg. Riff (fr. Pgg.) bittet ebenfalls um Annahme des Antrags, und zwar als Vertreter der jüngeren Generation der reichsständlichen Bevölkerung. Man sei sich bewußt, daß die Bevölkerung des Reichsraums nicht vermindere. Die Bevölkerung habe sich durchaus löst gezeigt, und man sich jetzt ein Ziel der Gerechtigkeit gegen die Gründung einer katholischen Hochschule in Wien, so wie sie in Wien ist, bemerkt. Nur das ist gut, daß die von dem Distriktsparagrafen noch anderweitigen, das Ruhe und Ordnung niemals ernstlich gefährdet werden seien.

vor allen in den Organen der katholischen Geistlichkeit gefüge. Winterer (fr. Pgg.) möchte in der jetzigen parlamentarischen Verhandlung des Distriktsparagrafen eine Bestätigung der im Reichslande verbreiteten Meinung lesen, daß der Distriktsparagraf nicht mehr nötig sei.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) erklärt, seine Freunde würden — so auch heute für den Antrag stimmen. Die Unabhängigkeit der reichsständlichen Bevölkerung an das Kammervermögen deutsche Vaterland sei im Laufe der Jahre immer offenkundiger geworden. Daran könne es auch nichts ändern, daß einzelne Kreise gewisse alte Beziehungen nicht begehren können.

Abg. Singer (sp.) erklärt, auch seine Freunde seien sich bewußt, daß die Aufhebung des Distriktsparagrafen beizutragen hätten, während auch heute für den Antrag Winterer eintreten. Sie würden das um so bereitwilliger thun, daß der Distriktsparagraf oft genug die Handhabe bereit gegeben hätten, um die sozialdemokratische Agitation zu unterstützen.

Abg. Wising (nat.-lib.) verweist darauf, daß seine Freunde bisher immer der Regierung das Mittelteil, dessen sie nach ihren Angaben bedürfte, weiter gegeben hätten. Nachdem aber dreißig Jahre seit der Annahme des Distriktsparagrafen verstrichen sind, und von der Regierung selbst anerkannt werden muß, daß die Aufhebung in der Mehrzahl ruhig und ordnungsliebend ist, glauben sie aber auch nicht, auf irgendwelche Mittel verzichten zu können.

Abg. Wendt (freik.) erklärt, die Mehrheit seiner Freunde würden, wie früher, auch heute gegen den Antrag Winterer stimmen. Sie wollen allerdings auch daß der Distriktsparagraf in Fortfall komme, aber es wollen dazu der Regierung die Initiative überlassen.

Abg. Werner (nat.) spricht sich namens seiner Freunde für die Aufhebung des Distriktsparagrafen aus. Was hat kein Grund mehr vor, die Reichsständlichen als Staatsbürger zweiter Klasse zu behandeln.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) erklärt, seine Parteigenossen würden für den Antrag Winterer stimmen. Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Riff (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Abg. Winterer (fr. Pgg.) konstatiert, daß seine Freunde sich bei der Agitation gegen die reichsständliche Sozialität lediglich von freundschaftlichen, nicht aber von politischen Gründen hätten leiten lassen.

Deutschland.

* Der Kaiser hat die Absicht, die ihm leihweise von der Stadt Schiedstadt als Geschenk dargebrachte Hohenzollernsberg wenigstens insoweit einer Neuauflage unterzogen zu lassen, als der dieselbe lebensgefährliche Zustand des herrlichen Bauwerks beilegt wird; namentlich ist eine gründliche Reparatur der prächtigen Gemäldes aufzuerkennen notwendig. Am Freitag hat der Kaiser den Architekten Bobo Ehrhardt empfangen, welcher Pläne und Modelle von der Hof-Königsburg vorlegte. Ehrhardt, der die Kenntnis der Burg aus Sonderurlaub gemacht hat, ist zur Neuauflage der Hof-Königsburg berufen. Er hat mit Hilfsarbeiten an Ort und Stelle gründliche Vermessungen vorgenommen und eine ganze Reihe von Aufnahmen gemacht.

* Aus einer „durcheinander unzufälligen Quelle“ will der Kontorist „Emanuel Späth“, der sich ungenügend für gut unterrichtet zeigt, erfahren haben, daß zwischen Deutschland und der B. Fortsetzung des Vertrags abgeschlossen ist, aber in allerletzter Zeit untergeordnet werden wird, zufolge welchem Deutschland das Protektorat über die kleinasiatischen Völkungen übernimmt, in der Zeit, wie England jetzt das Protektorat über Neppelen innehat. Man wird sich nun, die Möglichkeit nicht als so „durcheinander unzufällig“ empfinden.

* Am Reichstag ist am Dienstag die anberaumte Konferenz von Ober- und Hofbeamten zur Beratung von mit der Personalreform zusammenhängenden Fragen unter dem Vorsitz des Staatssekretärs von Bobbielski zumangetreten.

* In der Reichstagskommission zur Vorbereitung des Münzgesetzes ist regierungsfreig herangezogen worden, daß zur leichten Uebersichtbarkeit des 50-Markenscheins vom 10-Markenschein nicht notwendig sein werde, die Herstellung des Münzgesetzes darüber zu machen, statt der Aufschrift „50 Pfennig“ die Aufschrift „1/2 Mark“ zu wählen und vielleicht auch an Stelle des Reichsadlers etwas anderes zu legen.

* Die 15. Kommission des Reichstags trat am Dienstag nach sehr langer Pause (seit März 1899) in die zweite Beratung des Gesetzes über die Schlichtung und Freischlichtung ein. In schiedsrichter Verhandlungen wurden die von den Vertretern der beiden konfessionellen Parteien, des Reichstags und der Nationalliberalen vorher vereinbarten Punkte zum Beschluß erfaßt. Damit ist auch über dieses wichtige erfindene Gesetz eine Einigung erzielt, sobald die Verhandlungen im Plenum sich nunmehr glatt abwickeln können.

* Bei der Volkszählung am 1. Dezember soll nach der Volkzählung werden, die Zählung insofern aber die Randgrenzen des Reichs auszuheben, als auch die auf dem Reichsgebiet liegenden außerhalb des Deutschen Reichs befindlichen Personen mitgezählt werden sollen, und zwar sowohl die Bemannung, als auch die Passagiere.

* Gegenüber den im preuss. Landtag laut gemordenen Forderungen nach Vereinfachung größerer Mittel für Eisenbahnbauten, als sie die Regierung beanprucht,



Wöchentlich erscheinende
Illustrirte
belletristische
Unterhaltungs-
Beilage.

Sonntagsblatt.

Fasnacht!

Zeit der draßbestellen Rosen,
Zeit der flotten, der samosen,
Leichbeschwungenen Fröhlichkeit,
Zeit der Wäzger, Zeit der Lieder,
Zeit des Schwärmens, kehrt du wieder,
Wundervolle Faschingszeit!!

Ach, wer weiß! Drum heiß's zu nicken
Doch die Zeit, bei laß'gen Wiken
Und in ausgelass'ner Freud',
Morgen ist's zu spät, ihr Leute,
Seid geschied, genießt sie heute,
Die samose Faschingszeit!!



Ein Diamantenfund.

Erzählung nach Johannisburger Briefen von B. Althage.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Buren des Orange-Freistaates und der südafrikanischen Republik war es zur Gewißheit geworden, daß das englische Weltreich ihre bisherige völkerrechtliche Unabhängigkeit zu vergewaltigen dachte. Mit dieser Erkenntnis war auch der unerschütterliche Wille in die Herzen dieses anspruchsvollen tapferen Kernvolkes eingezogen, für des Vaterlandes Freiheit zu sechten und wenn es sein müßte, zu sterben.

Die Buren, welche sonst auf ihren einsam gelegenen Farmen der Viehzucht oder dem Ackerbau oblagen, ohne oft Monate lang einen fremden Menschen zu sehen, waren jetzt unruhig geworden wie ein Bienenschwarm beim ersten warmen Frühjahrs-Sonnenschein. Es galt die Kriegswaffen — die auf der Jagd oft bewährten Mauserbüchsen — in tadellosen Stand zu setzen, sich und die weisungsfähigen Hausgenossen mit ausreichender Munition zu versehen und für den Fall der Not Lebensmittel, besonders in Gestalt von Kaffee, Reis, Macaroni und Konserven, in den nächsten Marktflecken einzukaufen.

Zu den im Nordosten des Orange-Freistaats, etwa einen

Tagemarsch von Brede angestellten Buren holländischer Abkunft gehörten auch die Gebrüder Wilm und Pitter Steen. Ihr Großvater Thom war im Jahre 1838 nach dem Zusammen-



bruch seines einst großen Vermögens mit den zusammengerafften Kapitalresten für seine Person allein von Amsterdam nach Süd-Afrika ausgewandert. Bei dem großen Burentreck im Jahre 1839 hatte er sich zu Krefendal auf großen herrenlosen Flächen als einer der ersten Pioniere abendländischer Kultur angesiedelt und war so der Begründer des „Plakes“ Krefendal geworden. Dort hatte der alte Burgherr Jahrzehnte mit einem holländischen Diener in entlagungsvoller Einsamkeit — umgeben von tüchtlichen Raffen — gelebt, weil er seine Frau und weil er seinen Sohn Hindrik nicht diesem ebenso gefahr-vollen Leben aussetzen wollte. Die Familie der Frau war schwer reich gewesen; Thom Steen hatte gehofft, den Seinen die Annehmlichkeiten des Wohllebens zu erhalten. Gewöhnlich hatte er nur einmal alljährlich etwa geschrieben: „Ich lebe und arbeite für Euch!“

Das war so lange, lange Zeit gegangen;

— Ppitta. —





da hatte Tom eines Tages von seinem Sohn Hindrik aus Amsterdam die Nachricht erhalten, daß er sich mit einer jungen Dame aus Bremen vermählt habe und mit der Mutter auf einem kleinen Gut lebe. Dieser günstigen Nachricht war indessen mit der nächsten Post schon die Mitteilung gefolgt, daß Hindriks Mutter gestorben sei. Thom Steen, der eiserne Burgherr in Krefendal hatte sich seit diesem Hinscheiden des einzigen Menschen, den er je wirklich geliebt, noch einsamer gefühlt, als er es schon bisher gethan. Hätte er den Sohn aber, dem es gut ging, an seine Seite in die Einsamkeit rufen können?

Wieder waren dem alten Burgherrn vier lange, einsame Jahre vergangen, da hatte er von Hindrik die Botschaft erhalten: „Durch einen Brand und andere Unglücksfälle habe ich alles verloren. Alle die Hütern, die sich mir im Wohlstande willig öffneten, sind mir jetzt verschlossen, wo ich Hülfe brauche. Unter diesen Umständen frage ich dich, Vater, darf ich die Reste des Vermögens meiner Frau dazu verwenden, mit ihr und meinen Jungen zu dir nach Krefendal zu kommen?“

Thom Steen hatte nur geantwortet: „Ich erwarte Euch mit dem nächsten Schiff.“

So war Hindrik Steen mit seinen Söhnen Wilm und Pitter nach dem Oranjestaat und nach Krefendal gekommen, wo die beiden Knaben zuerst noch unter Aufsicht und Anleitung des Großvaters wie rechte echte Burenkinder aufwuchsen. Und als dann der Rearländer der Farm eines Tages nach einem langen Nitt gewissermaßen in dem Augenblick starb, wo er den Fuß aus dem Bügel setzte, war sein Sohn Hendrik und dessen beide Jungen bereits ganz vom Geist und Wesen der Buren erfüllt gewesen.

Hindrik gründete in Krefendal mit einer gewissen Staats-hülfe eine Straußenfarm, die guten Ertrag versprach und Wilm war dem Vater schon von seinem vierzehnten Jahre in Beaufsichtigung der Kaffern, gemeinschaftlich mit der feingebildeten aber noch nach deutschem Muster arbeitenden Mutter zur Hand gegangen.

Dasselbe hätte man von dem jüngeren Bruder, Pitter Steen, sagen können, aber er war von seinen Entwicklungsjahren an immer ein wenig Träumer gewesen; ein Erbteil seiner frühesten Kindheitsverhältnisse. Dit hatte er die Mutter von dem Reichtum der Familie Steen in Amsterdam sprechen hören, sie und auch noch den Großvater von dem Zusammenbruch ihrer defunctären Verhältnisse reden hören. Die Macht des Goldes war ihm geschildert; er hatte sie in sein empfängliches Herz aufgenommen und hatte sie nicht wieder los werden können.

So war es gewesen, so war es geblieben bis Vater Hindrik starb und seinem 25jährigen ältesten Sohne Wilm noch kurz vor dem Tode die Straußenfarm Krefendal mit einem guten Restande von Stutzvögeln und großen Schafherden überaß, Pitter aber zuredete, dem Bruder ein treuer Gehülfe zu bleiben.

Pitter Steen, der zweifellos geistig beabtrte der beiden Brüder, hatte vielleicht ursprünglich den besten Willen gehabt, dem Bruder seine Arbeitskraft nicht zu entziehen; da war auch sechs Monate nach dem Vater die zärtlich geliebte Mutter gestorben und seitdem war der jüngere Steen den Gedanken nicht wieder aus still beschwiegener Brust los geworden: „Wie kannst du Geld verdienen, viel Geld?“

Der Zufall war ihm in diesem Gemütszustand Berater gewesen. Kurz vor Weihnachten 1897 war Pitter nach Brede zum Abendmahl geritten. Unterwegs hatte er den alten Burgherrn Fred Groning vom Zackel-Kop mit seiner einzigen Tochter getroffen in einem mit zwölf Ochsen bespannten Pauerwagen, die der gleiche Zweck nach dem genannten Flecken führte.

Nun, um es kurz zu machen, Pitter Steen, hatte Vertje Groning, ein gesundes kräftiges, auf der Scholle geborenes Burenkind geheiratet und war nach dem ein Jahr später erfolgten Tode des alten Groning Besitzer der Farm am Zackel-Kop geworden. —

Nach dieser Abschweifung in die Vergangenheit, die wir dem Leser schuldig waren, um die psychologische

Charakterentwicklung unseres Helden verständlich zu machen, nehmen wir wieder den Faden unserer Erzählung auf:

Die kriegerische Anstcht, welche die Politik des Oranjestaat zu nehmen drohte, führte auch die Brüder Steen, welche vierzehn englische Meilen von einander wohnten, öfter zusammen. Weistens war es Wilm, der Junggeselle, welcher — ein echter und anspruchsloser Buir, mit der Büchse über dem Rücken — den Nitt nach dem Zackel-Kop unternahm, den Nitt und die Ansichten seines gewandteren jüngeren Bruders zu hören.

Dieser war auch persönlich thätiger und weitsichtiger wie der Bruder. Als Wilm eines Tages zu Anfang September mit der Nachricht auf dem „Platz“ am Zackel-Kop erschien, daß der Krieg mit England so gut wie unabwendbar sei, sagte Pitter sofort: „Dann ist es die höchste Zeit, uns mit Lebensmitteln zu versorgen, damit wir beim Eintreffen der Gestellungsorde dem Ruße des Vaterlandes folgen können. Ubrigens werden auch alle Preise sprungweise in die Höhe gehen. Noch morgen denke ich nach Brede zu trecken. Soll ich auch für dich einkaufen?“

„Ich weiß nicht, Pitter. Man hat mir aus Blömfontein geschrieben, daß ich nicht gefordert würde, weil die Straußenfarmen unter allen Umständen im Lande erhalten werden sollen.“

„Du bleibst also auf deinem Platz?“ fragte Pitter mit einem schnellen Blick auf Frau Vertje, die in einem einfachen Lehnstuhl vor der aufgeschlagenen großen Bibel am runden Tisch saß und fragend zu ihrem Schwager aufsaß.

Wilm reckte seine kräftigen Glieder auf der Bank des Familienzimmers und sagte ruhig: „Nicht so schnell, Pitter. — Ich sollte bleiben, aber — ich will nicht. Du hast eine Frau, erwartest Familie und weißt genau so mit den Straußen Bescheid wie ich; wenn es dir recht ist, gestelle ich mich und du bleibst, nach dem Rechten zu sehen.“

Wieder sah Pitter nach seiner Frau und als er ihre Blicke mit Spannung auf sich ruhen sah, schüttelte er den Kopf und sagte: „Jeder thut seine Pflicht; übrigens ist es noch nicht so weit, wenn schon der Volksraad im Kriegsfall mit Transvaal gehen zu wollen scheint.“

„Ich glaube nicht mehr an Erhaltung des Friedens, Pitter, und es wäre das auch kein Glück. In kurzem wäre der Krieg doch unvermeidlich. Kommt es aber dazu, so gehe ich auf alle Fälle; du kannst ja folgen, sobald das Land wirklich in Gefahr ist.“

„Ich soll mich hier für einen Feigling ansehen lassen? — Nein, Wilm, das wollen wir uns doch noch gehörig überchlafen.“

Bei diesen Worten raffte sich Frau Vertje zu den Worten des Einverständnisses auf: „Dast recht, Pitter.“

Daraufhin erhob sich dieser mit der Erklärung: „Morgen geh's nach Brede, um einzukaufen. — Sag' Vertje, ob und was ich dir mitbringen soll; ich muß den Kaffern-Schlingeln sagen, daß sie die Zugochsen in die Verzännung treiben.“

Pitter erhob sich von seinem Sitz neben dem Bruder und schritt durch die niedere Thüre des Lehnhanjes. Das einstöckige Gebäude mit plattem Grasdach enthielt außer der gemeinsamen Wohnstube und einer Art Küche noch drei Räume. Ringsum war dieses vom Schwiegervater errichtete spartanisch einfache Heim von alten Akazien und einigen Eufalyptus-Bäumen umstanden. Ein Schuppen mit anschließendem Stall für einige Pferde und etliches Geflügel war gegenüber dem Wohnhanje noch einfacher hergestellt. Man hätte sich über die Einsamkeit und Stille ringsum erschrecken können, wenn man nicht bei der überaus klaren Luft in größerer Ferne Schaf- und Viehherden erblickt hätte.

Als Pitter Steen vor die Thür seines Hauses trat, hatte er einen roten Kopf und seine Lippen murrten unverständliche Worte. Der Gedanke, seinen Platz verlassen zu müssen, der ihm eine gewisse Bekändigkeit seiner mühsam erungenen Lebensbedingungen verbürgte, war ihm nichts weniger als angenehm. Er kannte aber seine Frau und den Bruder mit ihrer Bedürfnislosigkeit und ihrer Denkungsweise. Er durfte sie nicht ahnen lassen, daß der Besitz für ihn zum Leben gehörte. — Einmald schritt Pitter nach dem Stall hinüber, legte einem

dafelbst gefattelt stehenden braunen Wallach schnell die Bremse ins Maul, die griff nach der an einem Kiegel hängenden Mauerbüchse und ritt in der Richtung davon, wo die Schaf- und Rinderherden in der Ferne sichtbar waren. Das Gelände stellte ein fast baum- und buschloses wellenförmiges Hochplateau dar. Nur gegen Osten durchschnitten, einem dem Klipfluß zuströmenden Wasserlauf folgend, ein tief eingeschnittenes breites und buschreiches Querthal das gegen den Badel-Kop leicht aufsteigende Hochplateau.

Pitter Steen ritt zunächst an einer langen Steinmauer entlang, die zu einer Fenz gehörte, in welche das Vieh zur Nachtzeit eingetrieben wurde. Auf einer kleinen Strecke war diese Mauer eingefallen gewesen und acht Kaffern waren dabei, die mit Ochsenwagen herbeigefahrenen abgesprengten Steine kunstvoll ohne viel Wasser oder Mörtel an der schadhafsten Stelle als Mauer aufzuschichten. Sie verwandten dazu auch einen Boden, der gleich den Steinen, aus einer nahen Grube herbeigefahren war. Noch jetzt stand dort ein mit zehn Ochsen bespannter Arbeitswagen, der gerade mit solcher steinigem Füllerde beladen wurde. Dorthin lenkte Pitter die Schritte seines Pferdes und rief, in die Nähe gelangt, den Kaffern zu, es sei jetzt genug Erde gefahren und sie sollten nun beim Aufsehen der Mauer behülflich sein.

Diese Leute, welche mit nackten Schultern, Armen und Beinen, in einem sackartigen Gewand ihre Arbeit unter dem Murren einer eintönigen Melodie verrichtet hatten, nahmen sofort, wie die gefügigsten deutschen Arbeiter, ihre Hacken und Schuppen über die Schultern und verließen hinter dem von ihnen nachgeschobenen Wagen die Grube. — Pitter Steen war allein.

Was wollte er eigentlich hier? Das Eintreiben der Ochsen war ja nur Ausrede gewesen, um von seiner Frau und Wilm wegzukommen. Im Stillen hoffte er sehr, daß der Bruder, Bertje gegenüber, auf seinem Vorschlag bestehen werde, daß Pitter statt seiner zurückbleiben solle; wenn es Krieg gab, gingen alle Lebensmittel in die Höhe und es ließ sich Geld verdienen. Dieser tiefinnerste Gedanke durfte ihm aber auch im Tranne nicht auf die Lippen treten. Seine eigene Frau würde ihn aller Welt verachtungsvoll als Feigling bezeichnet haben.

Pitter Steen hielt in der Grube und schaute von seinem Wallach nach den Herden zu ins Leere; da fuhr er plötzlich mit dem Gesicht noch der Wand herum, an der die Kaffern aufgeladen hatten. Bei dem erweiterten Schwinke seines Jägeranges hatte er dort etwas in der Sonne blitzen sehen. — Freilich, da funkelte es noch. Pitter, der sonst bemüht war, es in seinem ganzen Thun und Wesen den behäbigen eingeborenen Büren nachzutun, war mit einem Satz vom Pferde und wie ein Falk auf eine Taube stößt, so sprang er nach der Stelle, wo ihn der blitzende Stein anzog, wie ein Feuerstrahl den Nachtfalter. Noch einen Augenblick, dann hatte er mit seinem Gürtelmesser das blitzende Ding aus der Erduhüllung entfernt, wo es viele Jahrhunderte gelegen haben mochte und — mit einem Gefühl, als müßte nun die ganze übrige Welt für ihn stille stehen, erkannte Pitter in dem Stein einen großen Diamanten vom reinsten Wasser, wie er sie gelegentlich einer Reise nach Kimberley vor zwei Jahren gesehen, als der Vater wegen des Absatzes von Straußeneiern verhandeln mußte.

Pitter reinigte den Stein in seinem Munde und rollte ihn in der Rechten hin und her. Er sah bleich aus, wie der leibhaftige Tod. Er, der anderen sonst Rat erteilte, mußte nicht, was zu thun sei. Er wollte den Kaffern befehlen, die Erde zurückzufahren — diese Erde, die vielleicht den Wert von Gold besaß. — Das mußte aber ausfallen. Und dieses neue Geheimnis, welches er mit diesem Stein in seinen Händen hielt, dieser Diamantenfund, der ihn bei Verschwiegenheit und Vorsicht zum vielfachen Millionär machen konnte, drohten seinen klaren Verstand zu verwirren. Er begann, laut zu lachen und seinen Glücksfund zu häßeln; dann verbarg er ihn scheu in der Ledertasche seiner Weite. Wild blickte er nach allen Seiten um sich, ob auch keines Menschen Auge ihn belausche. —

Jetzt sollte er dem Aufgebot des Volkraads folgen, das zu erwarten war? — Nimmermehr! fand er hier mehr solche Diamanten, so war er künftig reicher wie alle seine Standesgenossen hier und vielleicht auch wie die reichsten Glieder der Familie Steen in Holland. Er brauchte nicht mehr von der

fargen Viehzucht zu leben; wenn er wollte, konnte er in einem Palast wohnen.

Jetzt ins Feld? — Er sollte sich totschießen lassen? Daß er ein Narr wäre! Diplomat mußte er aber sein; er durfte nur dem Drängen des Bruders weichen. — Das schon, aber Bertje, sein Weib, durfte auch nichts von diesem Funde wissen. Die Habgucht konnte sie veranlassen, auf sein Geheh hinzuarbeiten und — falls er fiel, würde sie wieder heiraten. — Nein, er mußte bleiben, seinen Schatz hier in der Erde zu bewachen. —

Der Form wegen ritt Pitter zu den Ochsenherden, befahl das Eintreiben der Zugochsen in die Farn beim Platz und kehrte dann auf demselben Wege nach Hause zurück. Den Kaffern bei der Mauer gebot er nochmals, mit dem Heranschaffen von Boden aufzuhören; dann ritt er heim. Er hätte laut in die klare Luft hinausjubeln können und doch durfte kein Sterblicher ahnen, daß er sich in diesem Augenblick mehr fühle, wie jeder andere Herdenzüchter.

Langsam und gemessen stieg Pitter vor dem Stallschuppen von seinem Wallach, hing die Büchse an ihren Platz und ging dann behäbig ins Haus, wo Wilm noch auf derselben Stelle saß, nur mit dem Unterschied, daß ihm Frau Bertje jetzt aus einer Niesenkaffe den in Südafrika besonders beliebten Trank eingeschickt hatte.

„Überlegt?“ fragte Wilm den eintretenden Bruder.

„Unstinn!“ gab Pitter ebenso einsilbig zurück.

„Im Gegenteil, das einzige Vernünftige,“ beharrte der ältere Bruder und jetzt gab diesem auch Frau Bertje mit den Worten recht:

„Pitter, Gott will es!“

Pitter war der Beweis dieser göttlichen Willensäußerung zwar durchaus unklar, aber der Stein in der Westentasche drückte ihm fast das Herz ab. Trotzdem that er sich Gewalt an und sagte anscheinend mit äußerstem Widerstreben: „Da es unseres ältesten und, wie du meinst, auch Gottes Wille ist, so will ich mich fügen. Ich kann mich ja auch jeden Tag freiwillig stellen, sobald es auf eine Büchse mehr oder weniger ankommt.“

Wilm reichte dem Bruder, der neben ihm auf der Bank Platz nahm, seine derb-schwielige Hand. Der Pakt war damit besiegelt.

Nach der Abendandacht stieg Wilm beruhigt auf sein Pferd und ritt nach Krefendal, seinem, wie er meinte, ungleich angenehmeren und wertvolleren Platz heim. —

In der kommenden Nacht fand Pitter keine Ruhe. Der in einen kleinen Lederbeutel gesteckte kostbare Stein lag unter seinem Kopf und marterte ihn durch sein Dasein. Bei Tagesgrauen wollte er nach Weede treten. Er mußte den ganzen Tag, vielleicht auch noch einen zweiten fern bleiben und während dieser Zeit konnte der Zufall einen zweiten Menschen zum Mitwisser seines Geheimnisses machen. Andererseits durfte er die Kaffern durch auffallende Befehle die Wichtigkeit der Erdgrube nicht ahnen lassen. — — Glücklicherweise war die Mauer so gut wie fertig; er mußte andere Arbeit schaffen.

Am nächsten Frühmorgen nach der Andacht sagte Pitter seiner Frau, sie möge während seiner Abwesenheit sehen, daß keine Fremden sich auf dem „Platz“ umhertreiben; man spräche von englischen Offizieren, die in den verschiedensten Verkleidungen das Land durchstreifen. — Damit glaubte er wenigstens etwas vorgebeugt zu haben und fuhr, nach einem mit Frau Bertje gewechselten Händedruck, in Begleitung von zwei als Ochsentreder dienenden Kaffern von dannen.

In dem großen schwerfälligen, mit Leinwand überdachten Wagen befand sich ein Fäßchen mit Wasser; da waren auch Lebensmittel für einige Tage. Man konnte hier niemals wissen, wie lange eine solche Fahrt dauerte.

(Schluß folgt.)



Die Buren vor Ladysmith.

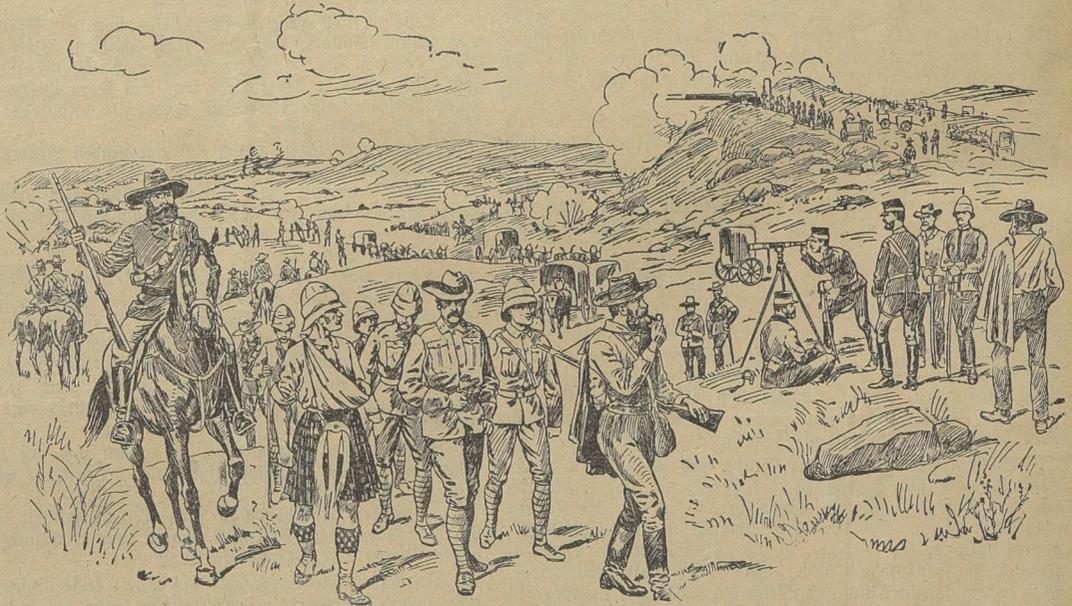
(Mit Illustration.)

(Nachdruck verboten.)

Als der Krieg zwischen Buren und Engländern im Herbst 1899 begann, kam es in der Nordwestecke Natal's, die sich zwischen Transvaal-Republik und Orange-Freistaat vorstreckt, zu den ersten entscheidenden Kämpfen. Es gelang den Buren nach verschiedenen siegreichen Gefechten, die etwa 12000 Mann starke englische Heeresabteilung des Generals White in dem Hauptort des nordwestlichen Natal's, in Ladysmith, einzuschließen. Die Buren schafften schwere Belagerungsgeschütze auf die Ladysmith beherrschenden umliegenden Berge, und es begann eine Beschießung, die zwar nicht immer mit der gleichen Energie durchgeführt wurde, an manchen Tagen aber einen bedeutenden Umfang annahm. Die englischen Geschütze antworteten, doch reichten sie nicht so weit,

Die Buren sind auf unserem Bilde in besonders lebhafter Aktion begriffen, sie haben leichtere Geschütze weiter vorgeschickt, ein Gefecht entspinnt sich; eine Abteilung berittener Buren zur Linken laßt des Augenblicks, da sie in den Kampf eingreifen kann; man ist in fieberhafter Erwartung, ob es gelingen werde, den Feind durch den heute geplanten energischen Vorstoß zur Übergabe zu zwingen.

Auch die Engländer sind nicht müßig, ihre Granaten plagen inmitten der vorgeschobenen Stellungen der Buren. Wir sehen auch einige Ochsenwagen die dazu bestimmt sind, den Geschützen neue Munition und die Verwundeten hinter die Gefechtslinie zu schaffen. Ein von den belagerten Engländern aufgelassener Luft-



Die Buren vor Ladysmith. (S. oben.)

um die schweren, weittragenden Belagerungsgeschütze zum Schweigen zu bringen.

Ein lebhaftes, anschauliches Bild aus diesen Tagen führen wir unseren Lesern hiermit vor. Wir befinden uns auf der Seite der Buren. Im Vordergrund werden einige englische Gefangene von verschiedenen Truppenteilen durch Buren eskortiert. Zur Rechten suchen Offiziere der Buren-Artillerie durch ein Fernrohr die Stellung des Feindes zu erkunden, dessen Lager sich im hinteren Teil der Ebene zur Linken befindet. Wir bemerken, daß diese Ebene durch Höhenzüge begrenzt wird, auf denen überall die Geschütze der Belagerer in Thätigkeit sind, wie dies an dem Geschützrauch zu erkennen ist.

ballon sucht die Stellungen und Bewegungen der Buren zu erkunden.

Einen ganzen Tag lang wird gekämpft, aber die englischen Truppen behaupten sich; es gelingt nicht, sie kampfunfähig zu machen, und die Nacht sinkt herein, ohne daß eine Entscheidung gefallen wäre; nur die Toten und Verwundeten auf beiden Seiten zeugen von dem stattgehabten Kampfe. Bei Tagesanbruch sehen die Führer der Buren abermals eifrig durch ihre Ferngläser auf das englische Lager, sie hoffen die weiße Fahne zu erblicken, die ihnen die frohe Botschaft bringt, daß die Engländer, durch den getrigen Kampf und die heftige Beschießung entmutigt, ihre Unterwerfung anbieten.

Maskenspiel.

Von M. Zumpfe.

(Nachdruck verboten.)

Eines von den Kunstzeugnissen, die sich bei der überwiegenden Mehrzahl der Naturvölker der Gegenwart vorfinden, ist die Maske. Dieser räumlichen, noch jetzt bestehenden Verbreitung entspricht eine zeitliche, denn schon lange vor dem Beginn der Geschichte verwandten die Völker, wie die Ausgrabungen ergeben haben, Masken. Schon diese Thatfachen beweisen, welche Rolle die Masken im Völkerleben spielen oder gespielt haben.

Noch heute erregt die Maske bei dem Kinde, dem Naturmenschen der Kultur, Furcht und Schrecken, und die Absicht, diesen Eindruck hervorzurufen, wird es wahrscheinlich auch gewesen sein,

wodurch der Anstoß zur Hervorbringung der Maske gegeben wurde. Es giebt eine Cieltheit, die sich auf Heldenthaten bezieht und die der Tapferkeit zum sichtbaren Ausdruck verhelfen soll, so daß man sie als diejenigen der Trophäe oder, wie sie der geistreiche Forschungsreisende Karl von den Steinen in Rücksicht auf einen bedeutenden Brauch genannt hat, als die Cieltheit des Schmiffes bezeichnen kann. Der Indianer schmückt sich noch heute mit den Zähnen, Klauen und Federn der von ihm erlegten Tiere, und der Südseeinsulaner liebt es sogar, die Schädel seiner Feinde an seiner Hüfte prangen zu lassen. Ein wesentlicher Antrieb zum Schmutz



Zeitgemähe Maskentrachten.
 Originalzeichnung von Carl Uebach.

war also für den Mann das Bestreben, tüchtig, tapfer und damit furchtbar zu erscheinen. Wenn die Naturvölker den Kriegspfad betreten, so bestreichen sie sich noch jetzt vielfach mit grellen Farben und legen kriegerischen Schmuck an, um für sich selbst ihre Heldenhaftigkeit zu erhöhen und ihren Feinden gegenüber ihre Furchtbarkeit zu steigern. Da der Kopf der Repräsentant des ganzen Mannes ist, so lag es nahe, gerade ihn besonders mit schreckenerregenden Schmuckstücken auszustatten, wie man denn ihn in der That auch gegenwärtig noch oftmals mit Zähnen, Krallen, Hörnern und Federn verzert, da ja die Haare zur Befestigung eine willkommene Gelegenheit bieten. Hiermit war schon der Anfang der Maske gegeben. Denn man brauchte nur dazu überzugehen, auch dem Gesichtsteil des Kopfes ein abschreckendes Ausere zu verleihen, indem man Lindenrinde, die man vor das Gesicht band, in ungewöhnlicher Weise bemalte oder sonstige furchterweckend umformte, und damit war die Kriegsmaske erfunden.

Der Naturmensch ist ein Freund von Festen und er feiert sie durch Gesang und Tanz. Mehr als alles andere mußte ihm ein siegreicher Krieg die Veranlassung zu einem Feste werden. Was war da natürlicher, als daß er bei dem Gesezange auch diejenige Trophäe trug, der er sicher einen guten Teil seines Erfolges verdankte? So wurde die Kriegsmaske zum Tanzschmuck. Erst einmal zu diesem Zwecke gebraucht, geschah es ganz von selbst, daß die Maske auch bei Tanzfesten, die nicht eines Sieges wegen begangen wurden, Verwendung fand und nun allmählich zu einer besonderen Tanzmaske herausgebildet wurde. Man fertigte jetzt die Maske eigens für diese Gelegenheiten an, aus Gestein oder Holz, gab ihr eine entsprechende Form in Gestalt des Kopfes eines Geiers, Tigers oder Alligators, verumtete die Gestalt des Tänzers auch noch weiterhin und schuf bestimmte Kostümtänze. Auf den Ursprung der Tanzmaske aus der Kriegsmaske deutet noch jetzt der Umstand hin, daß den Frauen die Teilnahme an diesen Masken- und Tanzfesten bei zahlreichen Naturvölkern verboten ist. Der Krieg ist unweiblich, also dürfen die Frauen auch seiner Feier nicht beiwohnen. Die Vafairi in Centralbrasilien, die ihre Kostümtänze im Flötenhause abhalten, behaupten, daß eine Frau, welche sie ansehen würde, sterben müsse.

Es ist bekannt, daß bei den Naturvölkern Tanzfeste auch zu Ehren der überirdischen Gewalten veranstaltet werden. Sowohl die australischen Völker als die nordamerikanischen Indianer besaßen sich bei ihren religiösen Tänzen mit Tiermasken und suchten beim Tanze die Gangart, die Stimme und die Gewohnheiten des betreffenden Tieres nachzuahmen. So fand die Maske auch in den religiösen Kult Eingang und wurde zur Kultusmaske. Immer blieb aber der Gedanke an das furchterregende Moment, das der Maske ursprünglich zugrunde lag, lebendig. Es war daher nur eine natürliche Folgerung, daß man auch die Bilder der Gottheiten mit Masken ausstattete, um ihre Gewalt und ihre Furchtbarkeit zu erhöhen. Aus diesem Grunde versahen die alten Ägypter und Indier ihre Götter mit Tiermasken, und das schlangenumzüngelte Gorgonenhaupt, dessen Anblick niemand trotzte, der widerläufige Jupiter Ammon und der sterbhauptige Bacchus der Griechen sind nichts weiter als ein letzter Anklang an die Tiermaske.

Bei der nahen Verwandtschaft zwischen dem Fettschpriester und dem Zauberer oder Medizmann der Naturvölker wurde die Maske von selbst zu einem Ausrüstungsstück des Zauberers und

zur Zaubermaske. Namentlich wenn es galt, eine Krankheit zu heilen, mußte sie vortreffliche Dienste leisten. Denn in dem Kranken sitzt ja nach dem weit verbreiteten Glauben der Naturmenschen der Krankheitsdämon, von dem man den Kranken am besten befreit, wenn man ihn durch Angst und Schrecken vertreibt. Daher bekleiden sich die Zauberer vielfach mit eisenförmigen Masken, wenn sie die Behandlung eines Kranken durchführen. Selbst die Chinesen veranstalten noch am Sylvesterabend einen Maskenumzug, um den Blätterndämon, der sich an diesem Tag seine Opfer für das nächste Jahr aussucht, zu verjagen. Aber auch gegen andere feindselige Dämonen ist die Zaubermaske von Nutzen. Durch sie kann man die Dämonen der Mähernte, der Stürme und Überschwemmungen vertreiben. So wird die ganze Geisterwelt, die dem Neger feindlich gegenübersteht, mit Hilfe von Masken bekämpft und getäuscht. In Nikotara, südlich von Bihé, schwärmen nach der Ansicht der Neger die Wälder von mächtigen Teufeln, die auf einander eifersüchtig sind. Trifft ein solcher Teufel in seinem Gebiet einen anderen Dämon, so ärgert er sich derartig darüber, daß er fortzieht, um sich einen anderen Bezirk zu suchen, über den er die unbestrittene Herrschaft ausüben kann. Da stellen dann die schlauen Neger Scheintempel her, die sie in die Reviere der echten Teufel schicken, damit sie die letzteren verschrecken. Diese Scheintempel tragen Masken, werden bezahlt und sind angesehen Leute.

Aber nicht nur gegen überirdische Missethäter, sondern auch gegen solche von Fleisch und Bein wird die Maske herangezogen, um als Justizmaske zu dienen. Man verwendet sie in diesem Sinn vielfach in den namentlich in Afrika heimischen Geheimbänden. Eine derartige Justizmaske ist der Mumbo-Zumbo bei den Mandingo in Senegambien. Sie besteht aus einem vollständigen, aus Baumrinde gefertigten Maskentorium und hängt gewöhnlich vor dem Eingange der Ortschaft. Soll die Gerichtsitzung abgehalten werden, so besetzt sich eine dem Geheimbund angehörige Person mit diesem Maskentorium, versieht sich mit dem Stabe der öffentlichen Gewalt und dringt bei Anbruch der Nacht unter lautem Geschrei in den Ort ein. Sogleich versammeln sich alle Einwohner auf dem Marktplatz, wo die Feierlichkeit mit Gefängen und Tänzen beginnt. Am Mitternacht ergreift der Mumbomann die Schulbigen. Am bindet sie an einen Pfahl und züchtigt sie grausam mit dem Mumbostab.

Wie durch das Leben, so begleitet die Maske den Naturmenschen auch in das Grab. Und gerade hier wird wieder ihr Ursprung besonders deutlich. Die Bewohner der Äluten geben ihren Verstorbenen Totenmasken ausdrücklich deshalb mit, damit sie im Jenseits ein Mittel haben, um Furcht und Schrecken zu erregen und sich dadurch vor bösen Einflüssen zu schützen. Die Maske gehört also ebenso zur Ausrüstung des Kriegers wie die Waffen, die man ihm ins Grab mitgibt. Diese Anschauung ist der Grund, warum man auch im alten Ägypten die Toten mit den Anubismasken ausstattete, und die sich wiederfindet in den Goldmasken von Mycenä, Kertich und Kufundsich, in den polychromen Thonmasken der karthagischen Gräber und in den silbernen, kupfernen und hölzernen Totenmasken des alten Peru und Mexiko.

Wenn wir heute zur Faschingszeit auf unseren Maskenfesten uns in Kostüme von Kriegern, Tieren, Priestern und Zaubern hüllen, ist es da nicht, als ob wir ein Stück des Entwicklungsganges wiederholen, den die Maske einst zurückgelegt hat?



In Reichtum und in Armut gleich
Zuhilft sich dir des Glückes Reich;

Süßes Haus.

Wenn du das Glück nicht in dir hast,
Lehrt es nur ein als seltner Gast.

(Der Nachdruck unserer Original-Artikel wird strafrechtlich verfolgt.)



Kehr aus.

Ich trank an deiner Luft mich satt,
Ade, Prinz Karneval, ade!
Ich tanzt' in deinem Saal mich matt —
Nun ist's vorbei — o weh!

Die Stigen Schweigen und der Saß,
Ade, Prinz Karneval, ade!
Die Karren treiben nicht mehr Späß,
Die Luft ist aus — o weh!

Der Stitter, der so schön geziert,
Ade, Prinz Karneval, ade!
Serknittert ist er, ruiniert —
Und liegt zerstreut — o weh!

Der Kopf ist wußt, die Füße schwer,
Ade, Prinz Karneval, ade!
Und Amors Köcher ist auch leer,
Der Morgen graut — o weh!

Die Hebel wallen trüb' heran,
Ade, Prinz Karneval, ade!
Der Schermittwoch bricht schon an
Die Sackzeit — o weh!

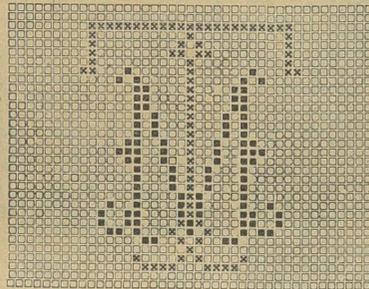
Gelacht wieder.



Eine Haupt-Sache.

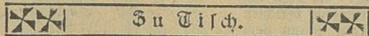
Die beliebte Warmhaltung des Kopfes mit Pelzmützen, zur Nachtzeit mit Zopfelmützen ist vom Ubel. Die Nachtmütze, ursprünglich wohl in der Nacht, Friir und Scheitelung in Ordnung zu halten, die Weltwäde vor Verwundung zu schützen, eingeführt, hat bedenklicher Verwundung Vorzuch geltend, welche die Ursache der überhand nehmenden Kahlköpfigkeit und des vorzeitigen Ergrauens der Haare geworden ist. Beachtenswert auch bleibt der Billigerbrauch, der beim Eintreten von draußen berechtigt bleibt oder beim Hinausgehen auf den Hof sich bedeckt, um sich den Kopf nicht zu erkälten! Ganz verwerflich aber ist die von den Eltern betriebene Warmhaltung des Rinderkopfes, um so verwerflicher, je stiefmütterlicher die Füße bedacht werden: Kopf-ausschlag und sonstige Unzuträglichkeit ist die gewöhnliche Folge. Die Mütze, welche uns im Eisenbahnwagen an kleinen Reisenden mit dicken Wollmützen, aber dünnem Schuhwerk und kurzen Händchen so belästigt, kommt hauptsächlich auf Rechnung des

Ungemachs, das ihnen der heiße Kopf verursacht. — Wer dieser Ausführung etwa mit dem Einwande begegnet, er habe einmal vom Hinausgehen mit bloßem Kopfe Rheumatismus bekommen, dem sei vorgehalten, daß er sich auch im warmem Raum Rheumatismus holen würde, wenn er etwa gleich



Monogramm M. T. in Kreuzsticherei.

den zarten Fräuleins mit bloßem Nacken einherginge. Dielen aber thut die Entblößung keinen Schaden, obgleich doch der Hals jedes natürlichen Pelzwertes entbehrt. Es kommt eben alles, wie es im Faust heißt, nur auf Gewöhnung an, und die Gesundheitslehre ist die Wissenschaft von den gelunden Gewohnheiten.



Gut Gericht macht fröhlich Gesicht.

Heringssuppe ohne Fleisch. Man nimmt 6 Heringe, schneidet sie auf, reinigt sie gut und wässert sie 12 Stunden; dann entriert man die Gräten und wiegt die Masse mit 6 Zwiebeln recht fein. Hiermit mischt man 3 ganze Eier, 18 ganzgekochte, geriebene Kartoffeln, eine Prise Pfeffer und Gewürz und soviel geriebene Semmel, daß der Teig fest wird und sich mit Leichtigkeit lugelartig formen läßt. Die Kugeln werden glatt gedreht und in gutem Schmelzölchen schön braun gebraten. Die angegebene Menge genügt für 6 Personen.

Fisch mit französischem Beisatz. Man schuppt den Fisch, nimmt ihn aus; wäscht ihn und stellt ihn in gelassen eine halbe Stunde beiseite. Dann zerläßt man etwa 150 g Butter in einer hinreichend großen Kasserolle, legt den Fisch hinein, deckt ihn zu und läßt ihn an warmer Herdhitze eine Viertelstunde durchziehen. Darauf bestreut man ihn mit 40 g Mehl, wendet ihn um und gießt 3 Gläser Wein und eine Tasse kräftige Brühe aus Fleischextrakt an, würzt ihn mit gewiegter Petersilie, Zwiebeln und gekochtem Bimmet und dämpft den Fisch vorsichtig weich, damit er nicht zerfällt. Den dicklichen Beisatz giebt man durch ein Sieb und reicht ihn besonders, nachdem man den Fisch mit einigen Löffeln desselben begossen hat.

Warme gefüllte Eier. Man siedet 10 bis 12 Eier hart, kühlt sie ab, schält sie und schneidet sie in Hälften. Die Dotter nimmt man heraus, reibt sie durch ein Sieb und vermischt sie mit 50 g Butter, 3 frischen Eidottern, einigen gewiegten Cardellen und Reibrot, würzt das Füllsel mit Salz, Pfeffer, 1/2 Zwiebel in Portwein aufgelöstem Fleischerextrakt, soviel mit gewiegter Petersilie und gebackten Champignons und füllt alsdann die Eierhälften geäuert damit an. Ein Drittel für Füllung behält man zurück, vermischt sie mit saurer Sahne, streicht sie auf eine flache Schüssel und legt die gefüllten Eier darauf, beträufelt die Hälften dann mit ein wenig zerlassener Butter, bestreut sie mit geriebener Semmel und bäkt die Eier bei sehr gelinder Wärme im Ofen hellbraun.

Gries-Weißbrot mit Chokolade. 225 g Gries rührt man mit 4 Eßlöffeln voll Milch an; 1 l Milch bringt man mit 90—100 g frischer Butter und 10—12 Stück bitteren abgezogenen Mandeln zum Kochen, rührt dann den Gries hinein und kocht ihn unter Rühren auf gelindem Feuer, bis er ziemlich dick ist und läßt ihn dann abkühlen. Sobald dies geschehen rührt man 75 g Butter, 25 g

Banillezucker, 225 g zerriebene feine Chokolade und 12 Eigelbe darunter, zieht den heißen Schnee der 12 Eier leicht hindurch, füllt die Masse in eine gut gebutterte Porzellanform und läßt den Auflauf bei gelinder Dienzigkeit eine Stunde backen. In der mit einer Serviette umschlungenen Form wird die Weißbrot zu Tisch gegeben.



Guter Rat ist oft ein nützliches Geschenk.

Behandlung des Scheuertuchs. Manche Diensten haben die Gewohnheit, das Scheuertuch nach dem Ausweichen der Zimmer im gebrauchten Wasser liegen zu lassen, oder dasselbe in irgend eine Ecke der Küche zu werfen. Ehe man ein Scheuertuch in Gebrauch nimmt, wäscht man an zwei Ecken Hentel an, an denen es, nachdem es gebraucht und in reinem Wasser nochmals nachgespült und fest ausgerungen ist, aufgehängt wird. Zu Leuze, Skordid und Küche empfiehlt es sich, ein anderes Scheuertuch zu halten, als zu den Zimmern. Wird es in der Mitte schadhaft, so schneide man es der Länge nach durch, nähe die beiden Webenden übereinander zusammen und säume die beiden Seiten. Mit geringer Mühe halten die Scheuertücher, auf diese Weise behandelt, sehr lange vor.

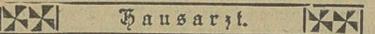
Reine Leinwand erkennt man nicht daran, daß der Faden besonders stark ist. Oft ist ein Kettenfaden durch einen starken Schuß verdeckt, und beide Fäden enthalten das leicht zerreibbare Wergarn. Der Faden bei guter Leinwand ist gleichmäßig und rund, das Gewebe immer glänzend und schwerer als Baumwollstoff. Er reißt gar nicht oder nur sehr schwer. Auf der Rückfläche werden die Fäden immer ungleichmäßig fein, was man an Weiten erkennt wenn man das Leinen gegen das Licht hält.

Flecke aus silbernen Gegenständen. z. B. Löffeln, entfernt man gut mit Kienruß und Branntwein: wenn die Flecke vom Gerichten entstanden sind, ist es empfehlenswert dieselben schnell mit gekochtem Salz oder mit Sand und Mehl rein zu putzen, was von erfolgreicher Wirkung sein soll. Beim Putzen des Silbers wird im allgemeinen Seife und Schlemmtreibe mit lauwarmem Wasser als das einfachste und beste Mittel, das Silber schnell und glänzend zu reinigen, angewendet.

Entfernung alter Anstriche von Türen und Fenstern. Man rührt 23 Teile Wasser mit 4 Teilen Mehl, 1 Teil Borax oder Alaun, 4 Teilen Schwefel, 11 Teilen Ätzatron und 11 Teilen Aßlakt zusammen, bestreicht die gestrichenen Flächen mit dieser Gemenge und läßt dasselbe längere Zeit auf den Anstrich wirken.

Zum Ausfüllen der Fugen in den Fußböden eignet sich eine Mischung aus Lehm, Oxyd und Sägespänen. Durch Bestreichen mit Chromalaunlösung kann dieser Kitt, nachdem er in die Fugen gestrichen ist, wasserdicht gemacht werden.

Um eingerostete Holzschrauben zu lösen, erhitzt man den Schraubentopf durch ein daran gehaltenes heißes Eisen. Nach zwei bis vier Minuten ist die ganze Schraube heiß geworden und läßt sich mit Leichtigkeit mittelst des gewöhnlichen Schraubenziehers lösen.



Esst gedacht — dann gemacht.

Gegen Erstieren von Gliedern. Es ist immer rasam erkrankene Glieder anfangs in kaltes Wasser zu stecken oder mit Schnee zu reiben; nach einer Weile trockne man das kranke Glied sorgfältig ab und schütze es vor Einwirkung der Luft durch wollene oder leinene Umbüllung, welche aber nicht zu wärmen ist. Später reibe man das kranke Glied mit Kanell und dann mit Branntwein.

Seitenstechen ist nicht immer Symptom der Brustfellentzündung, sondern es tritt auch ohne Fieber und Husten auf und ist dann Folge von Blähungen oder verdorbenem Magen. Die Art des Seitenstechens wird bekämpft durch Stimmels- oder Pfefferminztee, Magenpflaster, Reiben der Magenengegend, Dampfergeben.

Gegen Nachtschweiß trinkt man vor dem Schlafengehen kalten leichten Thee aus Salbei- blättern, auch ein Glas Milch mit Beigabe von einem Löffel Cognac ist sehr gut gegen angerührtes Ubel.

